Ausgabe 113
15. Juli 2019

OTTFRIED.

Die Bamberger Studierendenzeitschrift

MILLENNIAL
EIN HEFT ÜBER DICH

Angreifbar
Aufgewachsen mit den Konsequenzen von 9/11

Flatterhaft
Ein Essay zwischen Überall und Nirgendwo

Über-Ich
Was bleibt von dir – Eine fotografische Studie

STILBRUCH

... oder einfach mal 'nen Kaffee trinken!

geöffnet täglich ab 11.30 Uhr

GASTSTÄTTE STILBRUCH • OBERE SANDSTRASSE 18 • BAMBERG • WWW.STILBRUCH-BAMBERG.DE • FACEBOOK.COM/GASTSTAETTE.STILBRUCH

Mit einem perfekten Partner:

Dem kostenlosen Girokonto für Studenten.

- Kostenfrei bis 27 Jahre
- Bargeld abheben an rund 23.600 Sparkassen-Geldautomaten in ganz Deutschland
- Kontaktlos zahlen mit Sparkassen-Card (Debitkarte) inkl. Wunsch-PIN
- S-App und Banking-Services nutzen: Kwitt, Kontowecker, paydirekt, Prepaid-Handy laden
- Online-Banking – weltweit und rund um die Uhr
- Kontoauszüge und Abrechnungen online abfragen

Sparkasse Bamberg

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

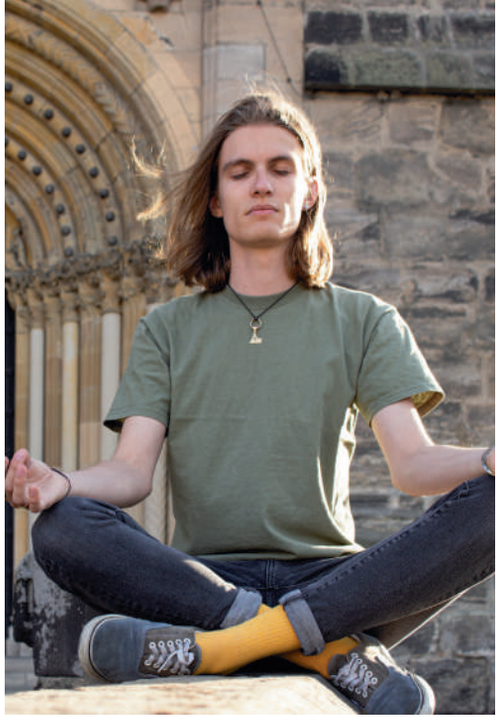
Millennials, das sind wir. Geboren in den Achtzigern und Neunzigern, aufgewachsen mit der Jahrtausendwende: Unser Leben wurde geprägt durch die Nachwirkungen des 11. Septembers, die Wirtschaftskrise im Jahr 2008 und die Ära Merkel.
Während die Welt um uns herum immer schneller wird, suchen wir unseren Platz. Wir müssen uns zwischen Extrema positionieren: Aktivismus und Extremismus, Digital Detox und Social Media, LGBTQ und Burschenschaft. Über uns gesprochen wird viel, doch was haben wir zu sagen? Wer sind wir, wie sehen wir uns selbst und wie wollen wir gesehen werden?
Bevor der Generationenwechsel die Universität erfasst, zeigen wir ein letztes Mal unser Gesicht. Denn jetzt sind wir nicht mehr nur die Zukunft. Wir sind die Gegenwart.

Eure Chefredakteure

Ludwig Hagelstein

Maike Schulte

Laura Weinmann



Ödön von Horváth
Jugend ohne Gott
Reclam

INHALT

MILLENNIAL

10 **Das demonstrierende Klassenzimmer**
Ein Protestforscher im Interview

12 **Vom Schein und Sein**
Eine Instagram-Story ohne Filter

14 **Angreifbar**
Aufgewachsen mit den Konsequenzen von 9/11

17 **Wer wir sind**
Eine Bestandsaufnahme unserer Generation

18 **Flatterhaft**
Ein Essay zwischen Überall und Nirgendwo

20 **Losing My Religion**
Millennials suchen nach dem Sinn, wir nach der Erklärung

STUDIEREN

24 **Wir sind viele**
Wird das Studium entwertet?

26 **Alles Kopfsache**
Studieren mit Behinderung

28 **Über den Tellerrand**
Ein Blick in die Töpfe unserer Mensa

32 **Zwischen Stuck und Glasfassade**
Wie die Universität die Stadt prägt

LEBEN

36 **Brück dich hoch**
Die Geschichte der Unteren Brücke

38 **In Zeit gemeißelt**
Ein Gespräch mit zwei RestauratorInnen

40 **Über-Ich**
Was bleibt von dir – Eine fotografische Studie

46 **Warum ich liebe, was ich tue**
Bernd und die Kunst des Brauens

3 **Editorial**

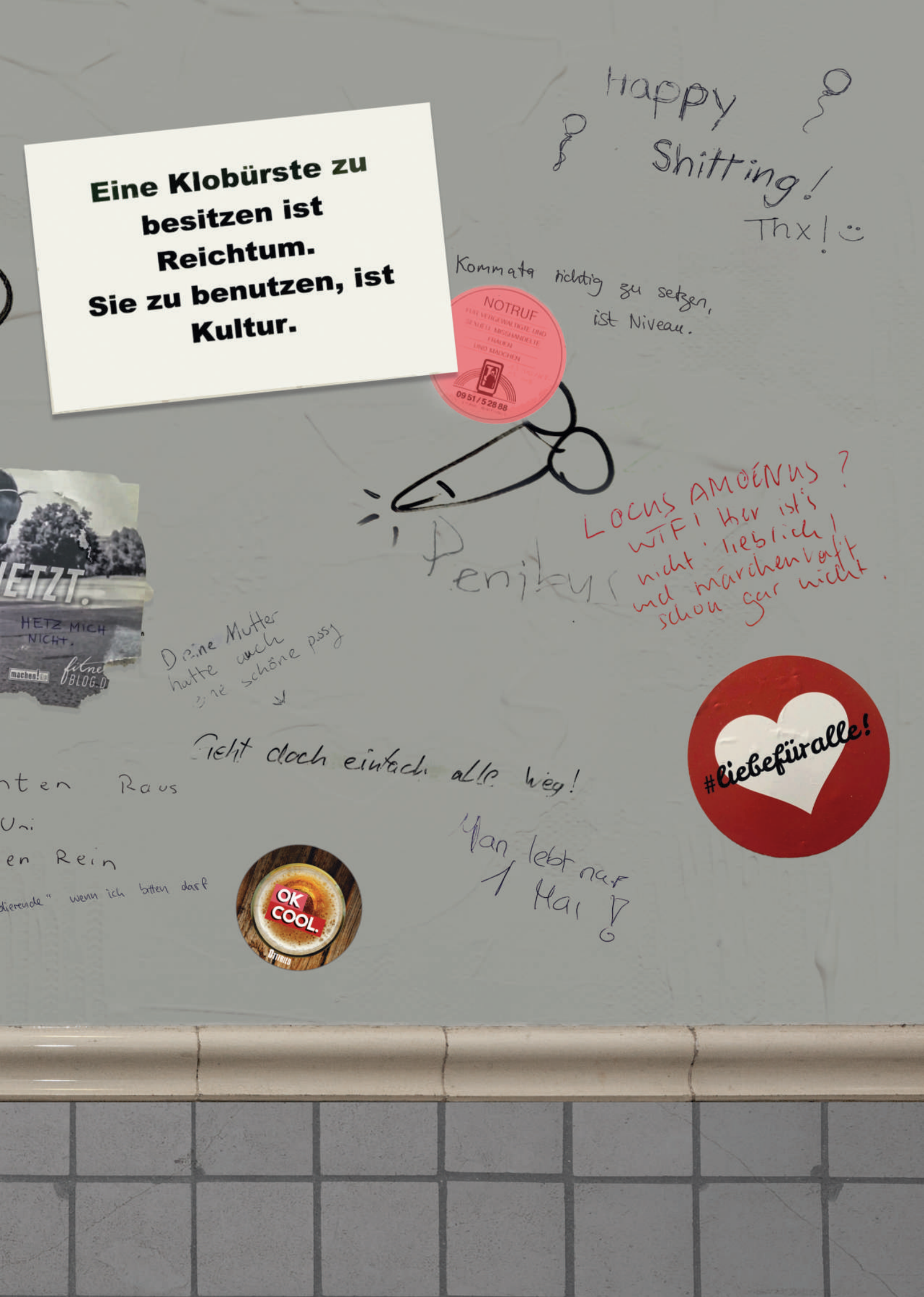
6 **Locus Amoenus**
Ein Haufen Kritzeleien vom stillen Örtchen

47 **Impressum**

LOCUS AMOENUS

DIE SEMANTIK DES STILLEN ÖRTCHENS – FASZINIEREND, VULGÄR, SOGAR GEISTREICH. EINE COLLAGE VON GEDANKENGÄNGEN BEIM STUHLGANG.

von Rebecca Ricker, Kim Becker und Ludwig Hagelstein


Eine Klobürste zu besitzen ist Reichtum. Sie zu benutzen, ist Kultur.
Happy Shitting!
Thx!
Kommata richtig zu setzen, ist Niveau.
NOTRUF
09 51 / 5 28 88
LOCUS AMOENUS ? WTF! Hier ist's nicht lieblich! und märchenhaft schon gar nicht.
Penibus
HETZT.
HETZ MICH NICHT.
machen!
fitne BLOG.D
Deine Mutter hatte auch eine schöne pssy
Geht doch einfach alle weg!
#liebefüralle!
nten Raus
Uni
en Rein
dierende" wenn ich bitten darf
OK COOL.
Man lebt nur 1 Mai!

MILLENNIAL

Wir sind nicht einer, wir sind viele. Wir gehen auf die Straße, wir gehen auf Instagram. Wir sind allein und doch vernetzt, wir sind langsam und dabei doch schnell. Wir kaufen ein und werfen weg, wir meditieren und beten, wir sagen zu, wir sagen ab. Wir sind wir.
Wir sind Millennials.

Foto: Lena Knauer

DAS DEMONSTRIERENDE KLASSENZIMMER

Spätestens seit Fridays for Future ist klar: Demonstrationen sind in unserer Generation wieder modern. Protestforscher Piotr Kocyba hat untersucht, wer auf die Straße geht und warum. Ein Gespräch über junge Demonstrierende und zunehmenden Aktivismus.

Herr Kocyba, Sie haben mit Ihren Kollegen die Demonstranten der Fridays for Future-Bewegung in insgesamt neun Ländern befragt. Wie sieht so ein typischer Demonstrant aus?

Das ist eigentlich ganz kurz zusammenzufassen. Er ist vor allem jung – der Median beträgt 21 Jahre. Das ist sehr ungewöhnlich, weil Demonstrationen bis dato eher selten junge Menschen angesprochen haben. Und etwa 66 Prozent der teilnehmenden Schüler sind weiblich. Das ist auch sehr ungewöhnlich, weil Demonstrationen bisher ein sehr ausgewogenes Geschlechterverhältnis dargeboten haben.

Woher kommt der hohe Frauenanteil bei den Demonstrationen?

Ich glaube, dass ein möglicher Erklärungsfaktor Greta Thunberg sein könnte. Immerhin ist die Initiatorin der Bewegung eine Schülerin. Es gibt Überlegungen, dass es daher rührt, dass sich Frauen aufgrund des Mutterinstinkts stärker um die Erde kümmern würden. Das halte ich für einen ziemlichen Unfug und relativ frauenfeindlich.

Greta Thunberg scheint eine wichtige Figur zu sein. Bei Ihrer Befragung gaben 44 Prozent an, dass die schwedische Schülerin sie zum Protest bewegt hat. Woran liegt das?

Greta Thunberg ist bekannt, medial präsent und hat selbst lange Zeit vor dem Parlament gestreikt. Ich möchte aber auch gleichzeitig hervorheben, dass es „nur" 44 Prozent sind. Das heißt, dass Greta Thunberg wichtig für die Bewegung ist, aber dass die Bewegung nicht ausschließlich aus einer Begeisterung für Greta resultiert. Denn mehr als die Hälfte der Personen hat nicht angegeben, dass Greta für sie ein wichtiger Mobilisierungsfaktor war. Bei ihnen ging es meistens tatsächlich um die Zukunft der Erde, die vor einem Klimakollaps stehe. Das ist wohl der wichtigste Mobilisierungsfaktor.

Ihre Ergebnisse zeigen auch, dass die Mehrheit der Fridays for Future-Demonstranten aus einem Akademikerhaushalt kommt und das Abitur anstrebt oder schon hat. Woran liegt das?

Das ist eigentlich eher eine generelle Entwicklung.

Demonstranten kommen in den allermeisten Fällen aus einer besseren gesellschaftlichen Schicht, verfügen also über einen überproportional hohen Bildungsabschluss und meist auch über ein überdurchschnittliches Einkommen. Und das ist auch nicht anders bei den Fridays for Future-Demonstrationen.

Das heißt, das ist kein spezifisches Phänomen?

Es ist grundsätzlich so, dass es spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem besser Situierte sind, die auf die Straße gehen. Es wird immer mehr für ideelle Ziele demonstriert. Und das hat sehr viel mit dem Bildungshintergrund zu tun, der eben wesentlich beeinflusst, ob man sich mit solchen Themen beschäftigt und ob man die Zeit aufbringt, sich für solche Themen einzusetzen. Exkludierte, marginalisierte Gruppen demonstrieren zwar auch, aber für sie ist es deutlich schwieriger, die Ressourcen aufzubringen, eine solche Veranstaltung auf die Beine zu stellen oder ihr beizuwohnen.

Führt das auf längere Sicht zu einer sozialen Spaltung?

Das glaube ich nicht, weil dieser Effekt genauso für regressive Bewegungen, also beispielsweise Pegida, gilt. Es wurde zwar häufig angenommen, bei Pegida müssten sich Globalisierungsverlierer versammeln. Aber die Daten zeigen, dass wir es hier genauso mit einer überdurchschnittlich gebildeten und gut verdienenden Gruppe zu tun haben. Bei Pegida hätten sich zwar viele Kommentatoren und Kollegen in der Wissenschaft genau das Gegenteil gewünscht, weil es eine einfache Erklärung für die offene Zurschaustellung von etwa Xenophobie gewesen wäre. Aber es hat sich gezeigt, dass sowohl Pegida-Befürworter als auch -Gegner über gute Bildungshintergründe und Einkommen verfügt haben. Wenn wir über den Konflikt auf der Straße sprechen kann man, glaube ich, feststellen, dass es hier vor allem politische und keine soziale Gegnerschaft ist. Deswegen würde ich hier keine Gefahr sehen.

Wenn man auf die letzten Jahre zurückblickt, hat man den Eindruck, dass es immer mehr und immer größere Demonstrationen gibt. Gleichzeitig werden beim deutschen Bundestag immer mehr Petitionen eingereicht. Kann man da von einer neuen politischen Kultur sprechen?

Dass unkonventionelle Beteiligungsformen zunehmen und normaler werden, kann man schon länger beobachten. In der Soziologie wurde hierfür der Begriff der „Bewegungsgesellschaft" geprägt. Also einer Gesellschaft, die sich nicht mehr damit zufriedengibt, alle paar Jahre eine Stimme abzugeben, sondern die ihre Interessen, Ängste und Wünsche auch jenseits der konventionellen Methoden einbringt. Und es scheint so, dass der Eventcharakter von Demonstrationen wesentlich involvierender ist als beispielsweise das langwierige und manchmal zähe Engagement in einer Demokratie.

Foto: Privat

Was bedeutet diese Entwicklung für eine Gesellschaft?

Ich denke, dass sie, wie alle gesellschaftlichen Entwicklungen, zwei Seiten hat. Der Vorteil ist ja, dass, wenn sich mehr Menschen häufiger auf den Straßen versammeln, ein sehr direkter Korrekturwunsch an politischen Entscheidungen kommuniziert wird. Auf der anderen Seite lebt natürlich eine Gesellschaft auch vom permanenten politischen Engagement. Wenn das ständige konventionelle politische Einbringen unter ein gewisses Niveau fällt, dann leidet natürlich auch unsere politische Kultur und damit auch die Qualität unserer Demokratie.

Florian Hörlein möchte ein heißes Date, keinen heißen Planeten.

Foto: Ludwig Hagelstein

VOM SEIN UND SCHEIN

Dreieinhalb Milliarden Likes werden täglich auf Instagram verteilt. Die Parade-Plattform der Selbstdarstellung boomt. Bist du bereit für eine Instagram-Story ganz ohne Filter?

Montag, acht Uhr: der Wecker klingelt. Ich drücke ein, zwei Mal auf Schlummern. Beim dritten Mal greife ich nach meinem Handy, mache die drei folgenden Notfallwecker aus und checke noch schnell WhatsApp und Instagram. Wer weiß, vielleicht ist über Nacht etwas Spannendes passiert. Zack – zehn, fünfzehn Minuten vergehen, ehe ich das Handy aus der Hand lege und endlich aus dem Bett falle. Fünfzehn Minuten am Morgen auf Instagram – ich behaupte, ich bin kein Einzelfall.

Der Tag geht weiter und immer wieder hole ich es raus, mein Handy und immer wieder: Instagram. Schon am Morgen vergesse ich den Kaffee aufzugießen, der Toast wird kalt, aber Hauptsache ich weiß, was du gestern gemacht hast. Irgendwann erwische ich mich selbst, komme aus meiner Parallelwelt zurück und denke mir: Das mit dem Instagram wolltest du doch reduzieren. Ab geht's in die Uni. Der Tag ist stressig und voll, trotzdem bleibt Zeit für Instagram. Es erwartet mich ja schließlich, dank Algorithmen, „neuer" Content. Ich komme nach Hause, haue mich ins Bett, entsperre das Handy und immer wieder: Instagram. Meine Finger machen das schon von ganz allein. Sie wissen, wo die App ist – einmal swipen, unten rechts. Ich verliere mich in der Zeit, rede mir ein, nur kurz entspannen zu wollen und schon wieder sind dabei 20 Minuten ins Land gegangen. Ich habe Probleme mich zu konzentrieren, werde schnell müde und hole bei jeder sich bietenden Gelegenheit mein Handy hervor. So geht das die ganze Zeit. Das Handy ist nach dem Aufstehen das Erste, was ich in der Hand halte. Ich schlafe nicht ein, ohne vorher noch einmal Social Media zu checken. Eigentlich dreht sich alles um mein Smartphone. Ohne geht nicht mehr. Warum wurde ich so süchtig und mit mir so viele mehr? Wieso schieße ich Bilder, um sie ins Netz zu stellen, damit Leute sie sehen, mit denen ich eigentlich nichts zu tun habe? Warum gibt es diesen Drang nach Mitteilung? Wen interessiert schon, was ich heute zum Frühstück gegessen habe?

Instagram ist eine Plattform des Scheins. Trotzdem lasse ich mich von ihr so sehr in den Bann ziehen. Ich baue mir eine Fassade auf, entscheide, was andere

von mir zu Gesicht bekommen. Dabei ist es nicht wichtig, ob alles frei erfunden ist oder nicht. Wichtig ist: Von mir soll man nichts Schlechtes sehen. Aber wieso sollte sich überhaupt jemand herausnehmen, über mich zu urteilen? Ich folge Leuten, die mir ihr perfektes Leben auf dem Servierteller präsentieren

"ICH HABE DIESE SELBSTDARSTELLUNG SATT!"

und versuche mitzuhalten. Man schießt Fotos, obwohl eigentlich keiner in Stimmung ist. Egal, Hauptsache es sieht auf dem Bild so aus, als hätte man Spaß. Man lacht nur noch für die Kamera, fürs Image. Ich erkenne in dem ganzen Schein überhaupt nicht mehr, was real ist! Weiß ich überhaupt noch, wer ich wirklich bin?

Ich behaupte, dass ein zu hohes Maß an Selbstdarstellung zu einem geringeren Maß an Selbstverwirklichung führt. Im Klartext: Ich vernachlässige meine eigentlichen Interessen. Ich nehme lieber das Handy anstelle des Buches in die Hand. Ich schaue lieber sinnlose YouTube-Videos als Dokumentationen, und ich rede lieber über Follower und Likes als über eigene Stärken und Schwächen.

Ich bin durch das Internet, speziell durch Plattformen wie Instagram, täglich Vergleichen ausgesetzt. Ich vergleiche mich mit anderen, andere vergleichen sich mit mir. Face Tune macht das Gesicht schmaler, den Hintern breiter. Ich vergleiche mich mit Dingen, die im realen Leben nicht existieren und zum Teil bin ich mir dessen bewusst. Vergleiche führen zu Unsicherheit, Selbstzweifeln und Demotivation. Wenn ich Instagram öffne, erscheint vor mir ein Feed aus Bali-Urlaubsfotos und kompletten Konzertmitschnitten. Ich scrolle mich von Bild zu Bild und mein Selbstwertgefühl sinkt und sinkt. Wieso lasse ich das mit mir machen? Wieso schiebe ich nicht den Riegel vor, verschließe die Tür dreimal und stelle zur Sicherheit noch einen Stuhl dagegen? Ich habe diese Selbstdarstellung satt!

Laut allfacebook.de hat Instagram am 20. Juni 2018 den Rekord von einer Milliarde weltweit aktiver Nutzer geknackt. Aber gut, unsere Generation ist damit aufgewachsen. Ich war dreizehn, als Instagram im App Store erhältlich wurde. Ein paar Jahre nach dem Erscheinen hat die App auch ihren Weg auf mein Handy-Display gefunden. In den Anfangsphasen hatte Instagram noch nicht die zeitraubende Wirkung, die die App heute hat. Instagram war das neue Facebook, so viel cooler ohne Eltern. Doch heute hat es uns eingenommen, selbst einige Eltern haben ihren Weg ins Insta-Land gefunden.

Der Schein bleibt, was er ist: nicht real. Real bin ich, wenn ich mich außerhalb dieser Parallelwelt bewege. Real ist der warme Toast und der frische Kaffee am Morgen. Real bin ich, wenn ich wirklich glücklich bin, nicht nur dann, wenn die Kamera auf mich gerichtet ist. Real sind die kleinen Dinge, die es nicht schaffen, gepostet zu werden. Es muss nicht gleich Detox sein oder gar der komplette Bruch mit der App. Ein gesundes „Ausmisten" würde schon viel bringen. Denen zu entfolgen, die mir nichts bringen, von denen ich nichts lernen kann, die nur Zeit und Energie rauben. Lieber Leuten eine Stimme geben, die dieses Medium nutzen, um gehört zu werden und auf wichtige Dinge aufmerksam machen. Es ist nicht so, als könnte man von dieser App nichts lernen – es kommt darauf an, wie sie genutzt wird. Also los, Smartphone in die Ecke und her mit ein wenig mehr Selbstvertrauen und dem Elan zur Selbstverwirklichung!

Den Link zu **Sophie Rausch**s geschönter Selbstdarstellung findet ihr in der Bio.

ANGREIFBAR

Wir sind angreifbar. Das haben die Anschläge des 11. Septembers 2001 gezeigt. Seitdem arbeitet der Westen an seiner Unverwundbarkeit. Wie unsere Generation mit den Konsequenzen des Terrors aufgewachsen ist.

Die inzwischen berüchtigte Frage, wo man am 11. September 2001 gewesen sei, kann ich ziemlich genau beantworten. Als Achtjähriger saß ich an jenem Dienstagnachmittag auf dem Sofa vor dem Fernseher und sah, wie die zwei höchsten Türme der New Yorker Skyline brannten. Ich begriff noch nicht, was für ein weltverändernder Tag das war. Damals war ich ahnungslos, aber schockiert. Alle Sender hatten ihre Programme unterbrochen, abends schauten meine Eltern entsetzt die Tagesschau.

Der Aufschrei am nächsten Tag war gigantisch. „US attacked" titelte die New York Times und zeigte auf ihrer Titelseite, wie dunkler Qualm aus den Zwillingstürmen gen Himmel stieg. Die Süddeutsche Zeitung schrieb von einem „Terror-Krieg gegen die USA" und dem Guardian war schnell klar, dass dieser Tag in die Geschichte eingehen würde: „The day the earth stood still", der Tag, an dem die Erde stillstand. Über 3000 Menschen fielen den Terroristen damals zum Opfer.
Die USA, das Land, das Krieg lieber exportiert hatte und als unverwundbar galt, war plötzlich tief getroffen. Aber schnell war klar – es war ein Angriff auf die gesamte westliche Welt. Religiöse Fanatiker hatten aus Passagierflugzeugen Waffen für ihren „Heiligen Krieg" gemacht

Nur wenige Wochen nach diesem historischen Dienstagmorgen beschloss die NATO zum ersten und bislang einzigen Mal in ihrer 52-jährigen Geschichte den Bündnisfall. Die Mitglieder des Militärbündnisses hätten festgestellt, dass die Anschläge im Ausland geplant worden seien. Damit sei der Verteidigungsfall nach Artikel 5 festgestellt. „Ein bewaffneter Angriff gegen einen Bündnispartner wird als Angriff gegen alle angesehen", sagte der damalige Generalsekretär George Robertson. Das war am 4. Oktober 2001. Die Bedrohung durch den islamistischen Terror war, quasi über Nacht, an die Spitze der internationalen Sicherheitsagenda gerückt. Die US-Ermittler verkündeten Anfang Oktober, alle Spuren würden zur Terrororganisation Al-Quaida und Osama bin Laden führen. Und so schickte auch Deutschland Soldaten nach Afghanistan in den Krieg – auch wenn sich bis Guttenberg kein Verteidigungsminister traute, den Einsatz als „Krieg" zu bezeichnen.

"ES WAR EIN ANGRIFF AUF DIE GESAMTE WESTLICHE WELT."

Kevin Urbanski, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Internationale Beziehungen, sagt: „Heute wird der Afghanistan-Einsatz sehr kritisch gesehen. Damals aber wurde er durch den Weltsicherheitsrat legitimiert. Anders als beispielsweise der Irakkrieg 2003."

Die Sicherheit Deutschlands, wurde uns von Verteidigungsminister Peter Struck erzählt, werde auch am Hindukusch verteidigt. Die NATO wollte den Terror bekämpfen – und wurde selbst immer wieder zum Ziel. Seit Beginn der Mission sind 58 deutsche Solda-

ten in Afghanistan gestorben. Geht es um Auslandseinsätze der Bundeswehr, sei die deutsche Gesellschaft „merkwürdig zwiegespalten“, sagt Urbanski. „Einerseits sind viele dafür, dass Deutschland international mehr Verantwortung übernehmen sollte. Aber gleichzeitig befürwortet kaum einer Militäreinsätze.“

Repro: Ludwig Hagelstein

Die Bundeswehr übernahm Anfang 2002 die Kontrolle über den Norden Afghanistans. Sie sollte das Land stabilisieren, Brunnen bauen, Schulen schützen, die Polizei ausbilden. Das klingt schön. Aber gefestigt ist das Land bis heute nicht. „Das Militär kann nicht dazu da sein, staatliche Strukturen zu errichten“, sagt Urbanski. Er glaubt, man habe zu Beginn des Einsatzes nicht darüber nachgedacht, was danach kommen soll. „Ich habe nicht den Eindruck, dass die Bundeswehr ein konkretes Ziel verfolgt.“ Noch immer sind knapp 1200 deutsche Soldatinnen und Soldaten im Norden des Landes stationiert. Wie lange dieses Kommen und Gehen am Hindukusch andauern wird, ist ungewiss.

Ob 2004 in Madrid, als in vier Zügen Sprengsätze explodierten und 191 Menschen getötet wurden, ob beim Angriff auf die Satirezeitschrift Charlie Hebdo in Paris oder dem Anschlag am Berliner Breitscheidplatz – beinahe reflexartig werden die Taten mit den Anschlägen vom 11. September 2001 verglichen. Als seien die Todesflüge von einst der Wertmesser für neues Leid. Der 11. September habe „spektakuläre Bilder“ hervorgebracht, so Urbanski. „Alle Sender haben darüber berichtet, die Welt war live dabei.“ 9/11 und die Fahndungsfotos von Osama bin Laden haben „das Bild vom arabischen Terroristen geprägt“, meint Urbanski. Die in manchen Gesellschaftsschichten verbreitete, diffuse Islamangst, die Furcht vor Überfremdung und Terror hingen damit zusammen.

Urbanski erklärt auch, dass Politikwissenschaftler Samuel Huntigton schon in den 1990er Jahren voraus-

gesagt hatte, dass die großen Konflikte des 21. Jahrhunderts kaum noch zwischen Staaten, sondern zwischen Kulturräumen, insbesondere zwischen der westlichen Zivilisation und dem islamischen Kulturkreis, ausgetragen werden. Einiges, was in seinem Buch „Clash of Civilization" steht, habe sich bewahrheitet. Und dennoch, so merkt Urbanski an, dürfe man nicht vergessen, dass die größten Opferzahlen islamistischen Terrors unter Muslimen zu beklagen sind. Über viele Anschläge, etwa im Irak oder in Afghanistan, werde in Deutschland kaum oder nur kurz berichtet.

Die eingestürzten Zwillingstürme von New York dagegen wurden zum Symbol einer getroffenen Gesellschaft. Politiker in den USA und Europa sahen sich plötzlich zum Handeln gezwungen. „Nach jedem Terroranschlag werden Freiheit und Sicherheit neu ausgelotet. Meistens werden die Kompetenzen des Staats erweitert", sagt Urbanski. Unter dem Eindruck des Terrorismus wurden auch hierzulande Gesetze massiv verschärft. „Der Staat hat eigentlich kein Interesse, in unserem Leben herumzuschnüffeln. Aber der Auftrag der Politik, besonders der Innenpolitik, ist es, die Sicherheit zu gewährleisten. Dafür wird oftmals ein Stück Freiheit geopfert", sagt der Politikwissenschaftler. Allein zwischen 2001 und 2008 wurden 26 Gesetze und internationale Abkommen zur Terrorismusbekämpfung beschlossen. Der Straftatbestand der Bildung terroristischer Vereinigungen wurde so verschärft, dass auch Mitglieder und Unterstützer einer ausländischen terroristischen Vereinigung in Deutschland bestraft werden können – unabhängig davon, ob die Straftat in Deutschland begangen wurde. Nach 9/11 sprachen und schrieben Politiker und Experten wochenlang von einer „Kriegserklärung der Terroristen", die Gesetzesänderungen waren ihre Antwort auf die Gewalt. Plötzlich ging es um die eigene Verwundbarkeit und wie der bestmögliche Schutz aussehen könnte.

Otto Schily, in den 1970er Jahren Wahlverteidiger der linksradikalen RAF-Terroristen und 2001 Bundesinnenminister, verschärfte rund 100 Bestimmungen, zum Beispiel die Einreise von Ausländern und die Ausweisung verdächtiger Personen. Die Geheimdienste und Sicherheitsbehörden erhielten weitreichende neue Befugnisse. So darf der Verfassungsschutz seither Kundendaten von Banken, Fluggesellschaften und Postdienstleistern anfordern, unsere Pässe und Personalausweise wurden mit unseren biometrischen Merkmalen ausgestattet. Beinahe hektisch wurde innerhalb kürzester Zeit auf den Terror reagiert. Immerhin: Die Vorratsdatenspeicherung, mit der unsere Kommunikation ohne Verdacht gespeichert werden sollte, wurde vom Bundesverfassungsgericht gekippt. Selbst Sicherheitspolitik hat offenbar Grenzen.

Dass die damals beschlossenen Gesetze nur für fünf Jahre galten, könnte man als Ausdruck eines schlechten Gewissens werten, als Zeichen vom Gesetzgeber an die Menschen da draußen: Es sind Ausnahmegesetze, sie sind nur befristet. Tatsächlich aber wurden die Gesetze von damals bis heute immer wieder verlängert. Die Sonderregelungen sind längst Normalität. Die Terroristen haben unsere Politiker dazu gebracht, unseren Rechtsstaat zu verändern. Gesetze wurden aus einer Angst heraus geschrieben und haben unsere Freiheit eingeschränkt. 9/11 hat den politischen Zeitgeist verändert. Die Anschläge waren der Auslöser für die heutige Nahost-Politik des Westens und eine veränderte Sicherheits- und Verteidigungspolitik. Wir Millennials sind damit aufgewachsen. Wir mögen den Terror damals nicht begriffen haben. Doch die Folgen beeinflussen uns bis heute.

Das Bild auf Seite 15 malte unsere Autorin Maike Schulte am Tag der Anschläge des 11. Septembers 2001. Sie war damals fünf Jahre alt.

Christoph Söller findet Maikes Zeichnung künstlerisch fragwürdig. Jetzt sucht er zuhause fieberhaft nach eigenen, natürlich besseren Zeichnungen von damals..

WER WIR SIND

Eine Bestandsaufnahme von Nico Braun

Wer sind wir? Drei Worte, die uns Rechtfertigung und gesellschaftliche Einordnung aufzwingen. Oftmals fügen wir uns nicht selbst als Angehörige von Generationen in ebenjene ein. Das überlassen wir unseren Vorgängern. Wir sind die Generation Y und Z, geboren irgendwann in den 90ern und die letzten im Alphabet. Wenn wir nicht selbst den ausgetrockneten Bach runtergehen, dann übernimmt das eben die Erde für uns.

Charakteristisch seien für uns eine ausgeprägte Social Media-Sucht, eine Work-Life-Balance, mit Schwerpunkt auf Life statt Work und Tindern gegen stete Einsamkeit, die unseren Smartphones geschuldet sei. Die ständige Erreichbarkeit lauge uns aus und führe zu einer kommunikativen Verkümmerung der Leistungsfähigkeit.

Diese Leistungsfähigkeit sollte vor allem funktionieren und nicht zu viel Zeit, Avocado-Toast essend und Matcha-Latte trinkend, in ihren Zimmern verbringen. Das behaupten die Anderen. „Die Anderen" sind Angehörige unserer Vorgängergenerationen: Baby-Boomer und Generation X, unsere Eltern, Omas und Opas. Ihr zeitgeschichtlichen Kontext waren der Kalte Krieg und der Fall der Berliner Mauer, während unser der 11. September und die Weltwirtschaftskrise ist. Aber auch wir können eine Antwort auf das „Wer" in „Wer sind wir?" geben.

Die Welt, in der wir aufgewachsen sind, wurde schnelllebiger, beweglicher, unvorhersehbarer. Über allem schwebt ein drohender Verlust der Anschlussfähigkeit. Wir reagieren mit mehr Flexibilität und schnellerer Anpassung. Was oft als Mangel an Entscheidungswille gedeutet wird, ist die Antwort auf den Geschwindigkeitswandel des 21. Jahrhunderts. Wir halten uns möglichst viele Optionen offen. Gleichzeitig steigt der Entscheidungs-, der Leistungsdruck. Wir sind „busy" und so endet die angestrebte Work-Life-Balance oftmals in Arbeits- und Freizeitstress. Unsere Arbeitszeiten sind nach Möglichkeit nicht mehr von „nine-to-five", sondern an den Rest des Lebens angepasst. Arbeitsplatz und Zeit sind stets darauf ausgerichtet, maximale Spontanität zu ermöglichen. Wir haben den Wunsch nach einer persönlichen Karriereleiter, die dazu da ist, unsere eigenen Ziele zu erreichen. Der Nutzen für das Unternehmen tritt als Nebeneffekt unseres Drangs nach Selbstverwirklichung und Individualisierung auf.

Dieser Drang spiegelt sich auch in unserem öffentlichen Privatleben wider. Der permanente Vergleich mit unserer Umwelt durch soziale Medien hat großen Einfluss auf unser Leben. Das digitale Profil vermarktet die vermeintlich bessere Version unserer Persönlichkeit. Selbstdarstellung ist enorm wichtig; zumindest bei unserem zweiten Ich, dem digitalen Ich. Wir finden, definieren und passen uns an. All die Merkmale, wie unsere Flexibilität oder die Individualisierung durch den steten sozial-medialen Vergleich machen uns als Generation aus. Dann kommt eine Veränderung, ein Umbruch. Nicht nur ein Jahr auf Bali, sondern die wirkliche „life changing experience" unserer Zeit.

Diese lässt uns keine Wahl als etwas im bestehenden System zu ändern und es zu beinflussen. Sie löst in uns das Verlangen nach einer besseren Zukunft aus und wir tragen sie freitags auf die Straße, halten Plakate, schreien für unsere Vorstellungen. So wie alle anderen Generationen ihr Anliegen auf die Straße gebracht haben. Das sind die Empörung, Fantasie und utopische Träumerei, welche an meiner Generation angeblich so schmerzlich vermisst werden. Auch uns haben sie erwischt. Vielleicht etwas später. Aber genauso stark. Was entsteht, ist die Möglichkeit, das Alphabet der Generationen in eine zweite Runde zu schicken.

Nico Braun will das System ändern – aber erst nach seinem Urlaub auf Bali.

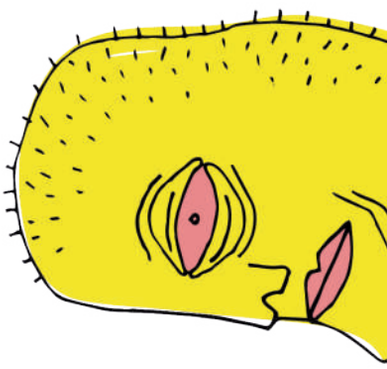
FLATTERHAFT

Ein literarischer Essay von Laura Weinmann
Mit Illustrationen von Luise Schaller

Hin und her und her und hin und hin und... das Fähnlein im Winde. So sind sie eben, so sind wir eben. Thats's soooooo millennial. Ja nichts Festes, keine Verpflichtungen, immer alles offenhalten. Wir wollen möglichst viel Flexibilität, alles haben, alles sehen. The world is a book and those who don't travel only read one page. Bücher hatten wir lange nicht in der Hand, denn wir sind online. Durchgehend online. Wenn nicht, könnten wir ja etwas versäumen. Überall wollen wir dabei sein, denn die Angst etwas zu verpassen quält uns – FOMO – Fear of Missing Out, omnipräsent. Die Sucht nach Am-Start-sein, nach Teilhabe, nach Im-Moment-Leben durchlöchert uns und frisst uns auf. Heute hier, morgen dort.

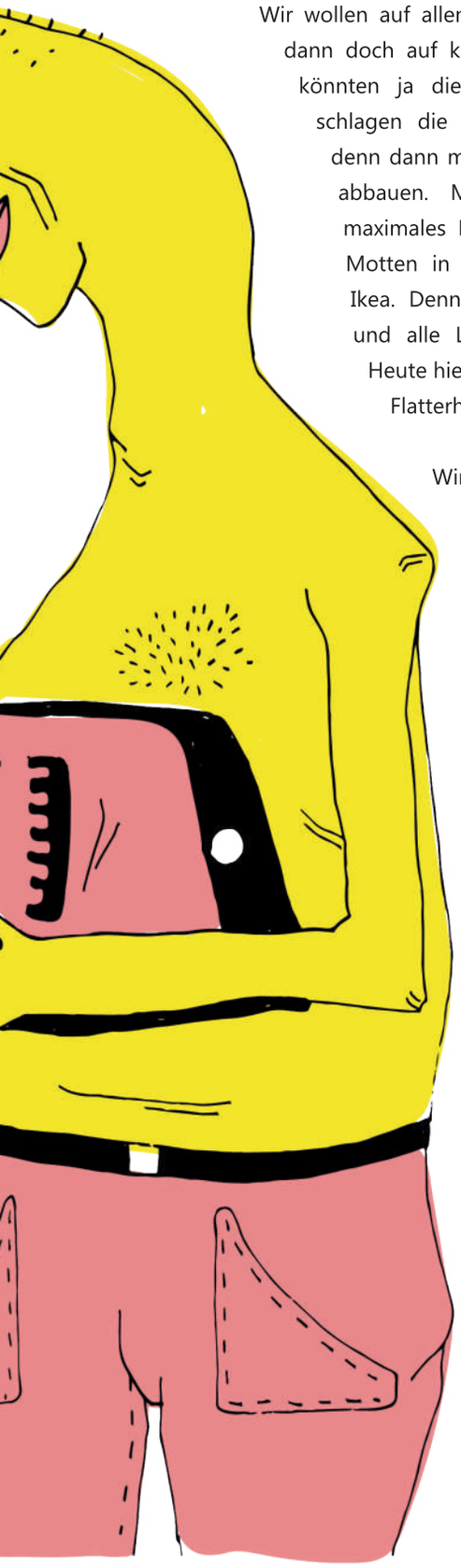
"WIR LEBEN, WIR RENNEN VORAN, WIR VERGESSEN."

Facebook lädt uns ein, wir denken geil, wir sagen zu. Wir leben, wir rennen voran, wir vergessen. Facebook erinnert uns. Wir sagen ab. Es ist ein Klick, sind ein paar Worte und schon sind wir wieder frei für alles andere. Frei von Verpflichtungen, frei von Zusagen. Olivia hat dich zur WhatsApp-Gruppe „Samstag Grillen" hinzugefügt, sie lädt dich ein, du denkst geil, du sagst zu. Wir leben, wir rennen voran, wir vergessen. Anna schreibt... Timo schreibt... „Freue mich auf heute Abend!:)" „Bringen Tomate-Mozzarella mit, freuen uns!". Du schreibst... So schnell wie zugesagt, ist auch wieder abgesagt. Ein Klick, ein paar Zeichen, sorry bin leider doch voll eingespannt, sorry muss arbeiten, sorry bin krank trauriger Emoji. Ausreden, warum wir nicht können, denken wir uns schnell aus, vielleicht zu schnell. Heute hier, morgen dort.



Wir sind hier, wir sind da, aber wir sind nirgendwo richtig. „Lebe im Moment", das sagen uns Motivations-Postkarten, die uns auch versprechen, dass ein ausgeprägterer Dachschaden den Blick auf die Sterne verbessere. Nutze den Tag, Carpe fucking Diem. So viel wie möglich aus sich selbst herausholen, be the best version of yourself, Selbstoptimierungszwang at its fullest.
So sollen wir sein. So wollen wir sein.

"SEID DOCH EINFACH MAL ZUFRIEDEN!"



Wir wollen auf allen Hochzeiten tanzen, aber dann doch auf keiner so richtig, denn wir könnten ja die nächste verpassen. Wir schlagen die Zelte gar nicht erst auf, denn dann müssen wir sie nicht wieder abbauen. Minimal everything, aber maximales Dabeisein. Flatterhaft. Wie Motten in der Lampenabteilung bei Ikea. Denn alle Lampen sind schön und alle Lampen leuchten so hell. Heute hier, morgen dort.
Flatterhaft.

Wir denken an uns selbst, an das, was uns am besten passt. An unseren Komfort, unsere Lust und Laune. Wir denken nicht an Olivia, die gestern drei Stunden bei real umhergeirrt ist, um für die Grillparty einzukaufen, einmal hin, alles drin, und dann mit ihren vier verschiedenen Rohkostsalaten und Timo mit Freundin und Tomate-Mozzarella alleine dasteht. Wir denken nicht an Mama, Papa, Oma, Opa, Cousine vierten Grades und den Dackel.
Wir sind nicht zufrieden mit dem, was wir haben.

Wir sind nicht zufrieden mit uns. Wir probieren alles aus, um uns selbst zu finden – carbs vertragen wir auf einmal nicht mehr, stattdessen Yoga-Retreats, Knöcheltattoos und Paleo-Ernährung.
Das alles sind wirre Konzepte einer Welt, die nicht unsere ist. Wir werden Menschen, die wir nicht sein wollen, in einer Welt, in der wir nicht leben wollen. Heute hier, morgen dort.
Seid doch einfach mal zufrieden! Das, was gerade ist, ist gut so. Ihr braucht nicht immer etwas mehr, nicht immer etwas Anderes, nicht immer etwas Besseres. Ihr braucht Zufriedenheit. Ihr braucht Demut. Ihr braucht gesenkte Ansprüche. An euch. An die anderen. An das Leben.
Sagt mal zu und bleibt dabei. Am Ende seid ihr doch allein daheim auf dem Sofa, auf Instagram, Pizza bestellend und euch selbst bemitleidend.
Einfach bleiben, kommen und bleiben. Da sein. Genau hier, genau jetzt. Heute hier. Morgen hier.
Hin und hier, einfach hier.

Laura Weinmann sagt auch ohne Einladung zu.

Foto: Ricarda Wingler

LOSING MY RELIGION

Spiritualität statt Religion, Vorschläge statt Gebote. Die Sinnsuche der Millennials.

Was R.E.M. 1991 sang, scheint für Millennials heute allgegenwärtig. Die Wenigsten leben nach allen Grundsätzen einer Religion. Seit Jahren gehen die Mitgliederzahlen der Kirchen zurück und unter jungen Menschen ist ein konfessionsloses Leben keine Seltenheit mehr. Stattdessen wird ihnen ein Hang zur Spiritualität nachgesagt. Eine Generation, die an Horoskope, Karma und Schicksal glaubt.

„Weltweit sind die Jüngeren weniger religiös, glauben weniger an Gott und gehen weniger in die Kirche", erklärt Insa Pruisken, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Soziologie der Universität Bamberg. Sie begründet das damit, dass die Gesellschaft als Ganzes immer säkularer werde. In diesem Umfeld sei unsere Generation aufgewachsen. Die Kirchen hätten ihr Monopol verloren und immer weniger Möglichkeiten, auf die junge Generation einzugehen. Dennoch suchen wir Menschen einen Sinn im Leben. Das Bedürfnis zu glauben bleibt bestehen, auch bei Millennials. „Die traditionelle Religion verschwindet zwar, aber die Leute sind trotzdem noch spirituell", sagt Pruisken. „Die Formen der Religion verändern sich." Diese veränderten Formen sind vielfältig. Anstatt in einen Gottesdienst zu gehen, meditieren wir, lesen Bücher über fernöstliche Philosophie oder glauben an das Schicksal. Oder wir machen Yoga. Für Nadja Zindel ist das mehr als nur eine Sportart. Die ausgebildete Yogalehrerin gibt unter anderem Kurse im Hochschulsport. „Yoga ist nicht nur Üben auf der Matte, sondern auch Geistesarbeit", sagt sie. Wer sich darauf einlasse, könne aus der zugrundeliegenden Philosophie viel für den Alltag mitnehmen. Sie betont dabei, dass es im Yoga keine Vorschriften gibt, sondern nur Empfehlungen, wie man mit sich selbst und der Gesellschaft umgehen soll. Deren Umsetzung ist Auslegungssache. Wer sich daran halten will, kann das tun, muss es aber nicht. Diese undogmatische Freiheit ist es, die Zindel an Yoga besonders schätzt: „Ich denke schon, dass es wie eine Art Ersatzreligion ist, die dich aber grundsätzlich freier entfalten und gestalten lässt."

Auch für Pruisken ist das der entscheidende Unterschied zu traditionellen Religionen und der Grund,

warum Spiritualität bei Millennials so beliebt ist. „Man sucht nach einer individuellen Religiosität“, sagt sie. Dabei wolle man sich nichts vorschreiben lassen, sondern sich selbst ein eigenes Konstrukt schaffen. Vorschläge statt Gebote passen besser zum Lifestyle unserer Generation, die stets nach persönlichem Glück strebt. „Es geht eher um die individuelle Bedürfnisbefriedigung und nicht um die kollektive Erfahrung“, sagt sie. Zindels Erfahrung bestätigt das: Die meisten kommen zu ihr, weil sie sich etwas Gutes tun wollen, ob zur Entspannung oder zum Lindern von Rückenschmerzen. „Die Menschen verstehen, dass Yoga positive Auswirkungen auf Körper und Geist hat“, sagt sie. „Was jeder daraus macht, ist unterschiedlich, weil Yoga ein Selbsterfahrungsweg ist.“

Diese Lockerheit findet Anklang bei der jüngeren Generation. Viele können sich mit solchen Formen von Spiritualität identifizieren, da sie nicht ausgrenzend sind. „Was ist schon Yoga? Damit kann jeder ein bisschen was anfangen und man muss nichts darüber wissen. Aber wenn ich in die Kirche gehe, muss ich ganz viel wissen, um zu verstehen, wann ich mich hinsetzen und wann ich aufstehen muss“, sagt Pruisken. Der Sonnengruß zur Entspannung ist eben greifbarer als die Heilige Dreifaltigkeit. „Es sind solche kleinen Formen von Transzendenzerfahrung, die unsere Generation im Alltag macht“, sagt Pruisken. Auch Yogalehrerin Zindel lebt nach eigener Aussage bewusst: „Das tägliche Üben auf der Matte, um Körper und Geist frei zu kriegen, macht ja keinen Sinn, wenn du an nichts glaubst.“ Trotzdem bezeichnet sie sich weder als spirituell noch als religiös. Genauso geht es wohl den meisten von uns. Wir suchen zwar Erfahrungen, die uns einen gewissen Sinn im Leben geben, aber binden uns nicht vollkommen an die Vorschriften einer Religion. Wir suchen uns das aus, was am besten zu uns passt: Choosing our confession eben.

Johanna Pschierers und **Lea Winkler**s liebste Yogaposition ist der absteigende Ast.

China Fan Imbiss

seit 1996

20 % Rabatt
für Stammkunden
Unbegrenzt gültig

Supersparkarte

bei uns erhältlich
Sie zahlen nur 20 €
Sie bekommen Ihr Essen für 25 €
Sie sparen 5 €

Fischstraße 9 / Am Kranen
96047 Bamberg
Tel.: 0951-22939

Geöffnet Mo. - So.
11 bis 21 Uhr

Inhaber:
Dipl.-Germ. Univ. You Xie
Ehemaliger Student
der Uni Bamberg
Für die CSU im
Stadtrat Bamberg

Anzeige

Ödön von Horvàth
Jugend ohne Gott
Reclam
Universal-Bibliothek

STUDIEREN

Wir denken, wir lesen, wir studieren. Studieren kommt von studere, sich bemühen. Und wenn wir eins sind, dann bemüht. Wir bemühen uns: Um den besten Platz auf der Unteren, Oma zu erklären, was wir den ganzen Tag so machen und in der Vorlesung nicht einzuschlafen. Und das schaffen wir doch ganz gut, oder?

Foto: Anna Siemer

WIR SIND VIELE

Früher herausragend, heute Normalfall: In Deutschland gibt es so viele Studierende wie noch nie. Wird das Studium wertlos?

Erinnere dich zurück: Hast du jemals überlegt, nicht zu studieren? Mit dem Abi in der Tasche stand vielleicht noch nicht die Studienrichtung fest – der Entschluss, an eine Hochschule zu gehen, dagegen schon. Es kommt einem so vor, als wäre es eine große Ausnahme nicht zu studieren. Eine Ausbildung ist gut, ein Studium ist besser, so die Denkweise.

Laut Statistischem Bundesamt waren im Wintersemester 2018/19 fast drei Millionen Menschen an einer Hochschule immatrikuliert. So viele wie noch nie. Bekommen wir überhaupt alle einen Arbeitsplatz, bei so vielen Studierenden und potenziellen Konkurrenten? Uwe Blien entkräftet diesen Vorbehalt und sagt, dass die Anforderungen in vielen Berufen gestiegen sind und damit oftmals eine akademische Ausbildung unerlässlich wird. Blien ist Professor für Arbeitsmarkt- und Regionalforschung an der Universität Bamberg. „Die Technik, die die Firmen verwenden, setzt voraus, dass höher qualifizierte Leute eingestellt werden. Damit haben die zahlreichen Akademiker einen Markt, um unterzukommen“, sagt Blien.

Die Zukunftschancen stehen gut für Studierende. Deshalb ist es doch nur konsequent, wenn noch mehr junge Leute an die Hochschulen strömen. Doch welches Studium soll es sein? Die Auswahl ist riesig. Allein an der Universität Bamberg kann aus einem Angebot von 28 Bachelor- und 55 Masterstudiengängen gewählt werden. Im Zuge des Bologna-Prozesses, der die europaweite Vereinheitlichung des Studiums zum Ziel hatte, sind viele spezialisierte Studiengänge aus der Taufe gehoben worden. Beim Durchblättern der Studiengänge der Uni Bamberg stechen Fächer wie Kulturgutsicherung, Archäologie der Römischen Provinzen und Iranistik als Exoten hervor.

Blien bezweifelt, dass die ungewöhnlichen Studienkombinationen vom Arbeitsmarkt ohne Weiteres aufgenommen werden können. Jedoch hatten es Ab-

solventen bestimmter Studiengänge schon immer schwerer, einen Job zu finden. In Deutschland ist für Absolventen die Durchlässigkeit in fachfremde Berufe gering. In Großbritannien scheint dies viel selbstverständlicher zu sein: Dort stellen Unternehmen auch Altphilologen ein, wenn diese zuvor einen Kurs in Buchhaltung belegt haben. Der Vorteil von solchen Quereinsteigern würde auch den Firmen in Deutschland gut zu Gesicht stehen. Die Absolventen können die Personalchefs durch neue Sichtweisen und unkonventionelles Denken überzeugen. Auch der technische Fortschritt bietet hier Anknüpfungspunkte: Ein studierter Philosoph kann seine Logik-Kenntnisse im IT-Bereich anwenden und dort einen Job finden.

Auch wenn die Studienauswahl unübersichtlich ist, sollte sich jeder fragen, warum er studieren möchte. Die Antworten können dabei ganz unterschiedlich ausfallen. Für Philipp, Student der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, war die Antwort klar: „Mich haben Bücher schon immer interessiert und das Lesen Freude bereitet." Für ihn steht nicht die sofortige Verwertbarkeit seines Studiums im Vordergrund, sondern seine Leidenschaft für die Literatur. Alexandra, Studentin der Kommunikationswissenschaft und Germanistik, ist froh darüber, dass ihr Studiengang sie für mehrere Berufsbereiche gleichzeitig qualifiziert. Sie möchte sich noch offenhalten, ob sie später in den PR-Bereich geht oder sich für den Journalismus entscheidet: „Bei einer Ausbildung hätte ich mich direkt festlegen müssen." Alexandra merkt zudem an, dass sie auch das Studierendenleben sehr schätzt, da sie wohl nie wieder so viele Freiheiten bekommt wie jetzt.

Es kommen jedoch auch Studierende an die Hochschulen, die in einem anderen Ausbildungssystem besser aufgehoben wären. Jeder hat sich bei manchen Kommilitonen schon mal gedacht: „Wieso studiert der überhaupt? Den interessiert das Fach doch gar nicht!" Für ein Studium sind Ausdauer, Organisation, Selbstmanagement und Eigenmotivation notwendig. Uwe Blien ist in seiner jahrelangen Seminartätigkeit aufgefallen, dass bestimmte Kulturfähigkeiten, wie die richtige Zeichensetzung und Rechtschreibung, zurückgegangen sind. Zudem bemerkt er, dass Studierende mit weniger Herzblut an das Studium herangehen als früher. Das zeige sich vor allem in den fehlenden kontroversen Diskussionen in seinen Seminaren. Er kann sich vorstellen, dass das an der Verschulung des Studiums liegt.

"WIESO STUDIERT DER ÜBERHAUPT?"

Wir sollten beginnen, das Studium wieder als Chance für uns selbst zu begreifen. Komplizierte Prüfungsordnungen und ein theoretisch ausgelegter Studiengang sollten nicht zu Frust führen.

Informatikstudent Steffen ist einen Weg gegangen, der immer öfter gewählt wird: Er hat erst eine Ausbildung abgeschlossen und einen Bachelor in Wirtschaftsinformatik daraufgesetzt. Da er während des Bachelorstudiums schon als Softwareentwickler tätig war, entschloss er sich, einen Master in Informatik anzuschließen, um sein berufliches Profil noch mehr zu schärfen.

Ein Studium lohnt sich – nicht nur finanziell, sondern auch für die Persönlichkeit. Es ist egal, was du studierst. Hauptsache, du hast Interesse und Leidenschaft für dein Studienfach. Sei dir bewusst, dass die Studienzeit begrenzt ist: Also nutze sie gut!

Maximilian Mayer und **Lea Wagner** müssen studieren, weil sie nicht mal eine Glühbirne wechseln können.

Das vollständige Interview mit Arbeitsmarktforscher Uwe Blien findet ihr online.

ALLES KOPFSACHE

Ninas Studentenleben ist eigentlich ganz normal – doch trotzdem anders. Eine körperliche Behinderung bindet sie an einen Rollstuhl. Über das Schreiben mit dem Mund und das Tanzen auf Rädern.

Eine Kopfbewegung nach hinten, eine nach rechts, ein kurzes Innehalten und dann zurück in die Ausgangsposition. Schon ist Nina im Aufzug angelangt. Den Knopf der Etage Nummer zwei drückt ihre Betreuerin für sie. Denn Nina kann zwar ihren Kopf bewegen und damit die Navigations-Sensoren ihres Rollstuhles bedienen, ist aber abgesehen davon bewegungsunfähig. Grund dafür: Arthrogryposis Multiplex Congenita – eine angeborene Gelenksteife, durch die Ninas Sehnen verkürzt und ihre Muskeln verhärtet sind.

Nina gehört zu den elf Prozent der Studierenden in Deutschland, die eine Beeinträchtigung haben (Stand: 2017, Quelle: „best2"-Studie). Jörg Wolstein, der Behindertenbeauftrage der Universität Bamberg, berichtet, dass immer mehr Betroffene die Unterstützung der Kontaktstelle „Studium mit Behinderung" in Anspruch nehmen. Genaue Zahlen gibt es für diesen Zuwachs allerdings nicht, da die Angabe einer Behinderung bei der Immatrikulation nicht erforderlich ist. Bei der Kontaktstelle beraten Wolstein und seine Kolleginnen die Studierenden in allen Angelegenheiten – zum Beispiel bezüglich Studienassistenzen, barrierefreiem Wohnen oder Nachteilsausgleich. Durch den Nachteilsausgleich hat Nina für eine 60-minütige Klausur 90 Minuten Zeit. Schreiben kann sie diese mit einem Stift zwischen den Zähnen geklemmt auf ihrem höhenverstellbaren Tisch. Diese Fähigkeit beherrscht sie, seit sie drei Jahre alt ist.

Mittlerweile im vierten Semester ihres Pädagogik-Studiums, tut Nina all die Dinge, die Studierende ohne eine Gelenksteife auch tun: Sie lernt in der Bib, geht mit ihren Freundinnen Kaffee trinken oder feiern und hat einen Job als Tutorin. Wie das möglich ist, wenn man weder Beine, Arme noch Hände bewegen kann? In Ninas Fall: Mit starkem Eigenwillen, unterstützender Familie und Freunden im Rücken und universitärer Betreuung. Für den Weg zur Uni nimmt sie Fahrdienste in Anspruch, für unüberwindbare Treppen spontan gegründete Tragedienste – bestehend aus Freundinnen oder Türstehern. Geht es in einen Club, verzichtet Nina auf die Steuerung ihres Rollstuhls und lässt sich lieber schieben – ganz nach ihrer Devise: „Don't drink and drive." Meist schätzt sie es, wenn Menschen sie dabei offen auf ihre Behinderung ansprechen - aber nach dem dritten „Es ist so schön, dass du dich rausgetraut hast und hier bist!", fällt ihr auch nichts anderes mehr ein, als zu erwidern: „Schön, dass auch du da bist!"

Foto: Ludwig Hagelstein

Nicht allen Betroffenen würde man ihr Handicap in einem Club direkt ansehen. Nach der „best2"-Studie ist es nur bei vier Prozent auf Anhieb erkennbar. Rund zwei Drittel geben an, eine auf den ersten Blick unsichtbare Behinderung zu haben. Das liegt daran, dass zu Behinderungen nicht nur körperliche, sondern auch seelische Beeinträchtigungen zählen. Laut Wolstein sind mehr als die Hälfte der Studierenden, die die Kontaktstelle unterstützt, von psychischen Er-

krankungen, wie Depressionen, Schizophrenie oder Essstörung betroffen.

Für körperlich beeinträchtigte Studierende liege es der Uni laut Wolstein am Herzen, Gebäude – sofern möglich – mit barrierefreien Bereichen zu ergänzen. Für jedes Problem, sagt er, wird nach einer individuellen Lösung gesucht. Speziell für Nina wurde zum Beispiel eine neue Toilette im Markushaus eingerichtet. Oft werden auch Veranstaltungsräume verlegt oder mit technischen Hilfsmitteln angepasst, wie extra großen Computerbildschirmen oder Induktionsschleifen, mit denen Hörgeschädigte ihre Hörgeräte verbinden können. Ziel der Uni sei, ein angenehmes Miteinander zu schaffen und den Aufenthalt an der Uni für alle als selbstverständlich anzusehen: „Wir wollen die Leute dabei unterstützen, für sich an der Universität eine Normalität zu erreichen."

Nina betont, wie wichtig die eigene Einstellung der Betroffenen dabei sei. „Ich glaube, viele Studierende müssen lernen, sich selbst zu integrieren." Dass ihr das leichtfällt, liege zum einen an ihrer Erziehung, zum anderen aber auch am toleranten Verhalten ihrer KommilitonInnen. Im Gegensatz zu ihrem Heimatdorf und der Innenstadt Bambergs stoße sie in der Uni fast nie auf musternde Blicke oder Abwertung. Ein gutes Zeichen dafür, dass die Barrieren nicht nur in den Universitätsgebäuden, sondern auch in den Köpfen der Menschen verschwinden.

Rieke Heurich und **Marlene Datan** hoffen, Nina beim nächsten Schwof zu treffen.

PROBIERE DOCH MAL EIN:

Zapfhahn

- ☐ Huppendorfer
- ☐ Keesmann Pils
- ☐ Mahr's Keller
- ☐ Sonne Hell
- ☐ Keesmann Hell
- ☐ Mahr's Hell
- ☐ Schlenkerla Hell
- ☐ Rittmayer Hell
- ☐ Kaiser Pils
- ☐ Rossdorfer Pils
- ☐ Hönig Pils
- ☐ Sonne Pils
- ☐ Hölzlein
- ☐ Greifenklau Lager
- ☐ Otto Hübner
- ☐ Meister
- ☐ Fässla Zwergla
- ☐ Schroll Landbier
- ☐ Ott Obaladara
- ☐ Griess Keller
- ☐ Hummel Keller
- ☐ Debringer Micherla
- ☐ Weiherer Keller
- ☐ Huppendorfer Zwickel
- ☐ Spezial Bräu Lager
- ☐ Weiherer Rauch
- ☐ Hönig Posthörnla
- ☐ Wagner Märzen
- ☐ Schlenkerla Märzen
- ☐ Maisel's Weisse
- ☐ Maisel's Weisse Dunkel
- ☐ Huppendorfer Weizen
- ☐ Sonne Weisse
- ☐ Nikl Michala Keller

... oder eines unserer wechselnden Craftbiere!

www.zapfhahn-bamberg.de

Anzeige

Fotos: Ricarda Wingler

ÜBER DEN TELLERRAND

1600 Studierende essen täglich an der Uni Bamberg. Aber wo kommt das Essen eigentlich her? Unsere Autorinnen schauen sich den Ort genauer an, an den wir mittags scharenweise strömen. Ein Blick in die Töpfe.

Mensa, wir lieben dich! Du bist nicht wie andere Cafés. Instagram-taugliche Einrichtung? Die brauchst du nicht! Baristas, die so tun, als sei Kaffeekochen so komplex wie ein Flugzeug sicher zu landen? Ne, du hast Engel in knallgrünen Hemdchen, die auch jedem Sechst-Semestler noch freundlich helfen, den Studierendenausweis richtig auf den Scanner zu legen. Wir lieben es, mittags mit deinem Essen versorgt zu werden – und das so sehr, dass wir schon in der Vorlesung nachschauen, was es heute zur Auswahl gibt.

Mensa, du bist für uns der Inbegriff des studentischen Lebensgefühls. Nirgendwo sonst kann man besser Zeit vertrödeln, sich einen Kaffee nach dem anderen holen und den Beginn der nächsten Vorlesung verpassen. Wie viele kochfaule Studierende wären ohne dein Essen eingegangen? Wie könnten wir es uns sonst leisten, täglich auswärts zu essen?

Und hier tauchen die ersten Fragen auf: Wieso ist die Mensa so günstig? Woher kommt das Essen, das wir bisher gedankenlos in uns reingeschaufelt haben? Wie sieht es mit Nachhaltigkeit aus, Hygiene und Fertigprodukten? Und ganz zentral: Können wir guten Gewissens unsere Pausen in der Mensa oder Cafeteria genießen?

Wir treffen Uwe Keller, Küchenleiter der Bamberger Mensen. Ricarda darf, ausgestattet mit einem Hygieneausweis, einen Tag in der Mensaküche verbringen. Um kurz vor sieben beginnt der Tag für das Mensa-Personal – insgesamt 36 Personen beschäftigt das Studentenwerk Würzburg in Bamberg. Wer zu dieser Zeit, wie Ricarda, durch den Hintereingang der Feki-Mensa geht, sieht den LKW eines Bamberger Gemüselieferanten davonfahren. Durch die vielen Bamberger Gärtnereien können im Sommer etwa bis zu 40 Prozent des Gemüses direkt aus dem Landkreis bezogen werden. „Der Kuchen kommt aus Memmelsdorf. Fleisch beziehen wir von einer Würzburger

"MIT DEN MIXSTÄBEN KÖNNTE MAN AUCH ZEMENT ANRÜHREN."

Metzgerei", berichtet Keller. In der Metzgerei achtet man, nach eigenen Angaben, bei Lieferanten auf kurze Wege: Die beliefernden Bauernhöfe liegen in einem Umkreis von 30 km. Neben lokalansässigen Firmen greift Keller auch auf Gastronomie-Großlieferanten zurück. Deren Lebensmittel legen auch weitere Strecken zurück. So kommt der Barsch für das heutige Fischgericht aus dem afrikanischen Viktoriasee. Ein Gericht in Bioqualität gibt es lediglich donnerstags.

Während die letzten Lieferanten ihre leeren Kisten einladen, wird deren Inhalt in der Feki-Küche schon weiterverarbeitet. Eine Maschine rührt in gleichförmigen Bewegungen Schokomousse an, aus dem Radio tönt leise Musik. Im Vergleich zu einer normalen Küche ist alles überdimensioniert: Schüsselgroße Kellen reihen sich an ellenlange Schaber und mit den Mixstäben könnte man auch Zement anrühren. Die Mensa ist ein klassischer Großbetrieb: Man nutzt Arbeitsteilung, drei Räume durchläuft das Essen. In der Gemüseküche werden Zucchini in einer Art Häcksler zerkleinert. Im nächsten Raum steht eine Schleuder für die Salatblätter, groß wie eine Waschmaschine. Die Cherrytomaten müssen von Hand halbiert werden, und zwar eimerweise.

Daneben türmt sich ein Berg mit kleinen, dreieckigen Plastikschalen, in denen auch die Tomaten im Supermarkt verpackt sind. Küchenchef Keller kommt vorbei und zeigt auf die Plastikverpackungen: „Das ist ziemlicher Unsinn", meint er. Manche Lieferanten hätten größere Verpackungen. Den Zuschlag erhält jedoch immer der günstigste Lieferant.

Um 8:30 Uhr gibt es ein gemeinsames Frühstück. Bei selbstgebackenem Mohnkuchen werden Geschichten erzählt und Witze gerissen – die Stimmung ist entspannt, und das, obwohl heute Mitarbeiter ausgefallen sind.

Danach besucht Ricarda den dritten Raum: Die eigentliche Küche. Die Köche bereiten eine spanische Reispfanne zu. Pfanne ist dabei leicht untertrieben, denn sie schütten 15 Packungen Tiefkühlgemüse in einen badewannengroßen Topf. „Wir verwenden auch Tiefkühlsachen, aber nur so viel wie nötig", sagt Keller. Die Cherrytomaten von vorhin werden zur Beilage für das Fischgericht und sollen mit Olivenöl, Salz und etwas Puderzucker gemischt werden. Mit der Hand. Ricarda zögert, bevor sie in die Tomaten-Öl-Mischung greift. Die Hände seien immer noch das sauberste Werkzeug. Dann müssen die Tomaten mit dem Anschnitt nach unten auf ein Backblech gelegt werden. Jede Tomate wird dafür einzeln umgedreht.

Um 10 Uhr wird fast fertiges Essen in zwei Transporter geladen. Einer fährt zur Erba, der andere zum Markushaus. Denn an der Erba kann das Essen nur aufgewärmt, nicht gekocht werden. Dort gibt es nur zwei Öfen und zwei Herdplatten. Durch den Ausfall der Innenstadtküche wird die ganze Arbeit an die

"WIR MACHEN MIT JEDEM ESSEN VERLUST."

Feki verlegt, 1500 bis 1600 Gerichte müssen dort täglich produziert werden. Das ist eine logistische Herausforderung, bei der die Küche an ihre Kapazitätsgrenzen stößt. Deshalb werden manche Gerichte

an einem Tag für die Feki gekocht und am nächsten Tag für die Erba. Der einfache Grund: Es kann oft nicht genug von einem Gericht produziert werden, um beide Standorte zu versorgen. Dass die Erba-Studenten als Resteverwerter für die satten SoWi-Studierenden dienen, ist also ein Gerücht. „Das Essen ist überall tagesfrisch", sagt Keller.

Aber wie kann frisches Essen so günstig sein? Ein Gericht kostet zwischen 1,65 und 4,65 Euro. Und das Nudelgericht im tiefen Teller, garniert mit Chilifäden und Rucola, ist optisch auf Sterneküchenniveau. Die Antwort Kellers: „Wir machen mit jedem Essen Verlust." 2018 deckte der in den Mensen erzielte Umsatz gerademal 42 Prozent der gesamten Kosten. 40 Prozent wurden von Studentenwerksbeiträgen, 18 Prozent vom Staatsministerium beglichen. Der Verkaufspreis richtet sich nach dem Preis der Lebensmittel. Bei einem Wareneinsatz zwischen 1,70 Euro und 1,83 Euro kostet das Gericht beispielsweise 3,30 Euro.

Schließlich möchten wir wissen, wie viele übrig gebliebenen Lebensmittel in den Müll wandern. „Fast gar keine", sagt Keller, „uns ist es sehr wichtig, dass wir keine Lebensmittel wegwerfen müssen. Deshalb produzieren wir laufend frisch nach und bieten dann kurz vor 14 Uhr auch mal ein Gericht weniger an."

Hinter den Kulissen der Mensa wurden viele unserer Annahmen widerlegt. Wir hätten mit deutlich mehr Fertigprodukten und weniger regionalen Lebensmitteln gerechnet. Wer erwartet, dass immer alles bio und nachhaltig ist, landet unausweichlich bei der Frage: Wären Studierende, Staat oder Steuerzahler bereit, mehr Geld auszugegeben?

Ricarda Wingler und **Lena Weber** hatten auf ein geheimes Drogenlabor gehofft, fanden aber nur Tiefkühlgemüse und Salat.

Anzeige

Richtig *fairsichert* durchs Referendariat

info@bossling.de

0951-50 99 745

...unabhängig.gut.beraten

BALLONFAHRT PROGRAMM

Geschenk-Fahrschein – das Erlebnis zum Verschenken
Es gibt viele Anlässe: Geburtstag, Hochzeit, Jubiläum ...

Sie planen einen Event?

Ballonfahrten mit großen Gruppen, bei denen wir mit mehreren Ballons fahren, sind ein besonderes Erlebnis bei Tagungen, Betriebsausflügen, Werbeveranstaltungen, Vereinsausflügen ...

PRINTERFACE
PRINTEROFFSET
PRINTERDIGITAL
PRINTERLOGISTIK

Kontakt für **Buchungen** und **Anfragen**:

SCHNEIDER
PRINT **MEDIEN**

Reußenberg 22b | 96279 Weidhausen
Tel. 0 95 62 | 98 53-3 | Fax. 0 95 62 | 98 53 53
www.schneiderprintmedien.de/ballon
ballon@schneiderprintmedien.de

Einfach mal einsteigen... ...einfach mal abheben!

ZWISCHEN STUCK UND GLASFASSADE

Was haben Schlachthof, Spinnerei, Frauenklinik und Hochzeitshaus gemeinsam? All diese Gebäude werden heute von der Universität genutzt. Bamberg ist eine Stadt, in der man in Denkmälern studiert.

Studierende eilen in das Uni-Gebäude an der ERBA, manche zu ihren Fahrrädern oder Wohnungen direkt nebenan. Die einen lernen auf den Bänken vor der Cafeteria, die anderen gehen zehn Schritte weiter in den ERBA-Park und versuchen, dem Prüfungsstress zu entfliehen. Das war vor knapp 20 Jahren noch anders. Dort, wo heute die Institute für Informatik, Kommunikationswissenschaft, Musik und Kunst angesiedelt sind, war Anfang der 2000er noch keine Spur der Uni zu finden. So ähnlich sieht es in der ganzen Stadt aus, wenn man 20 Jahre zurückspult. Weder der Glasbau der TB 4 noch das Markusgebäude waren bis dato gebaut. Trotzdem ist das Stadtbild geprägt durch die Universität. Eine „Universität in der Stadt" statt eine Campus-Uni zu schaffen, war 1979 der Plan von Elisabeth Roth und Othmar Heggelbacher, die damals die Universität leiteten. Sie sollte in das Stadtbild integriert werden. Das Ziel war, eine enge Verbindung von Uni und Stadt zu schaffen. Den Grundstein dafür legte die Unileitung, indem sie die damalige pädagogische Hochschule in der Feldkirchenstraße mit der Uni zusammenlegten. Somit wurde ein weiterer Standort außerhalb der Innenstadt geschaffen.

Foto: Privat (1983)

Der altertümliche Charme der Stadt fehlt an den neu gebauten Standorten. Das Moderne verleiht der Stadt einen neuen Charakterzug – Bamberg ist nicht nur traditionell, sondern bereit, sich auf Veränderungen einzustellen. „Studierende tun der Weiterentwicklung einer Stadt gut", sagt Anna Lienhardt, Pressesprecherin der Stadt Bamberg. Laut einer Umfrage, die in der Zeitschrift „uni.kat" veröffentlicht wurde, finden 56 Prozent der Befragten es gut, dass die Universität in der Stadt so präsent ist.

Als vor 69 Jahren Thomas Gottschalk im Markushaus geboren wurde, war dieses noch eine Frauenklinik. Seit 1988 wird das alte Gebäude am Markusplatz von der Universität genutzt. Heute lernen darin hauptsächlich Studierende der Humanwissenschaften. Zusätzlich wurde der Standort um die Gebäude MG1, MG2 und die Cafeteria erweitert.

Wer von dort aus weiter Richtung Untere Brücke läuft, dem fällt der Ochse über dem Haupteingang eines Gebäudes am Kranen auf. Der ist das Einzige, was heute noch daran erinnert, dass dieses bis Mitte des 19. Jahrhunderts als Schlachthof genutzt wurde. Bevor 1983 die Universitätsbibliothek und einige Seminarräume des Instituts für Geographie dort einzogen,

wurde das Gebäude innen komplett erneuert. Auch das alte Hochzeitshaus direkt gegenüber wird heute nicht mehr für Feierlichkeiten, sondern zum Lernen genutzt. Ende des 18. Jahrhunderts wurden dort Jura und Ingenieurswissenschaften unterrichtet. Heute – passend zum historischen Hintergrund – sind in dem Gebäude die Geschichtswissenschaften und die Geographie angesiedelt.

Teilweise wurden nicht nur Gebäude, sondern ganze Flächen umfunktioniert. Wo heute der ERBA-Park und die Neubauten der Uni platziert sind, waren vor circa 30 Jahren noch die Weberei und Spinnerei. Statt des ursprünglichen Plans, dort Einkaufsmöglichkeiten zu erbauen, wurde 2012 ein neuer Universitätsstandort geschaffen.

Um die alten Gebäude, die mittlerweile Weltkulturerbe sind, möglichst lange zu erhalten, hilft die Universität beim Denkmalschutz. Durch Sanierungen für die Nutzung wird dazu ein wertvoller Beitrag geleistet – auch für das Stadtbild.

Statt der Häuser mit massiven Steinmauern sieht man an den neuen Unigebäuden glatte Wände, fast futuristisch anmutend und mit viel Glas. Die Fenster sind größer, die Räume heller. Die Studierenden schauen von der Bibliothek aus durch große Fensterfronten auf den ERBA-Park. Nur wenige Schritte trennen sie von einer Lernpause an der Regnitz – so wie früher die Mitarbeiter der Spinnerei. Alle Studierenden sind, manchmal ohne es zu wissen, Teil der Jahrhunderte alten Stadtgeschichte Bambergs.

Elisabeth Offial und **Constanze Holtbrügge** würden gerne Seminare auf der Unteren Brücke einführen, um das Stadtbild noch nachhaltiger zu prägen.

Anzeige

LEBEN

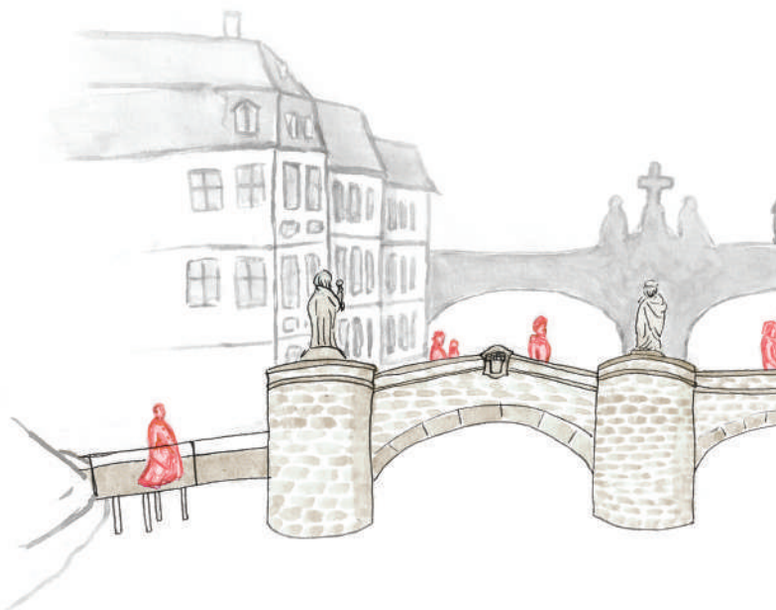
Wir fahren mit dem Fahrrad durch die Altstadt. Wir trinken ein Seidla auf der Unteren. Wir essen ein Krustenbratenbrödla im Sand. Wir lassen uns in der Regnitz flussabwärts treiben. Wir wohnen im Weltkulturerbe und grüßen unsere Nachbarn. Doch vor allen DIngen: Wir leben in Bamberg.

BRÜCK DI

Auf der Unteren Brücke findet man an einem lau e
Hörsaal. Mit dem Wissen aus diesem Text könnt ih

Texte von M a
Mit einer Zeichnun g

Niemand weiß genau, seit wann es die Untere Brücke gibt. In Berichten über einen Papstbesuch im Jahr **1020** wird eine Brücke erwähnt. Es ist jedoch unklar, ob dabei die Untere oder Obere Brücke gemeint ist. Sicher ist, dass es spätestens seit **1157** eine Holzbrücke neben der Oberen Brücke gibt, die dem Kloster Michelsberg gehört. Warum die Mönche eine zweite Brücke gebaut haben, ist aber genauso unklar. Eine Theorie besagt, dass die Bamberger im Mittelalter für die Nutzung der Oberen Brücke einen Brückenzoll bezahlen müssen. Die Mönche des Klosters sind davon besonders stark betroffen, weil ihre Ländereien auf der anderen Seite der Regnitz liegen und der Transport ihrer Waren zurück zum Kloster durch den Zoll wesentlich teurer wird. Also bauen sie ihre eigene Brücke. Diese aufmüpfige Art verhilft dem Kloster dazu, zum reichsten der Umgebung zu werden. Ob ein paar Nonnen und Mönche ihre harten Arbeitstage mit einem kühlen Bier auf der Unteren ausklingen ließen, ist heute leider nicht bekannt.

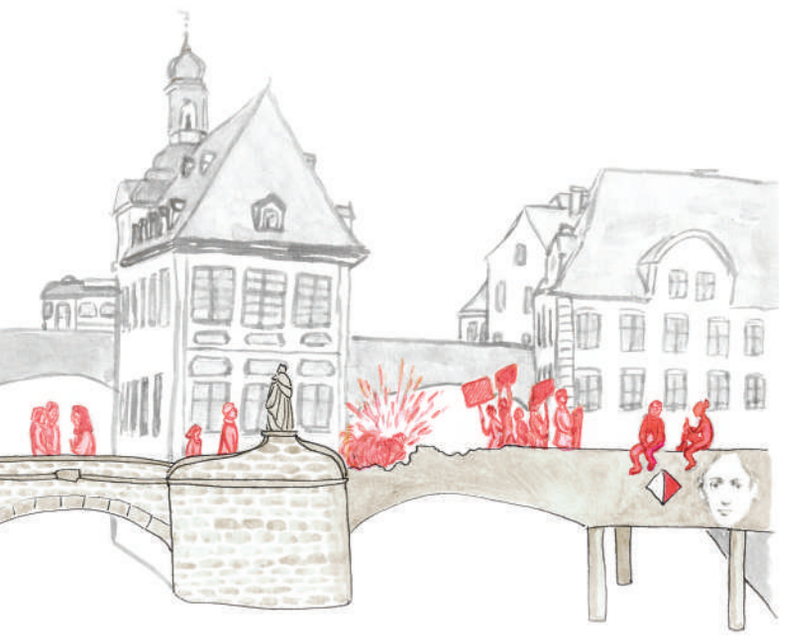


1739 ist ein Jahr der Neuerungen für Bamberg. Die Universität wird um eine juristische Fakultät erweitert und am 23. Juni der Grundstein für eine neue Untere Brücke gelegt. Der Entwurf kommt vom berühmten Architekten Balthasar Neumann, der unter anderem am Bau der Würzburger Residenz beteiligt war. Die Brücke besteht in dieser Form jedoch nur knapp 45 Jahre lang. Ein weit entferntes Ereignis beeinflusst das Schicksal der Brücke maßgeblich: Am 7. Juni **1784** bricht in Island der Laki-Vulkan aus. Acht Monate lang spuckt er Gas und Asche in die Luft. Die Aschewolke zieht weiter nach Mitteleuropa und verursacht einen der härtesten Winter, den Franken je erlebt hat. In Bamberg verordnet die Kirche ein öffentliches Gebet, in der Hoffnung, ein mögliches Desaster zu verhindern. Doch als die Unmengen an Schnee und Eis im kommenden Frühling schmelzen, folgt in Bamberg das größte je dokumentierte Hochwasser. Baumstämme und Eisschollen zerstören die Untere Brücke. Nur eine der sechs dekorativen Statuen überlebt die Flut. Die heilige Kunigunde, Schutzpatronin Bambergs, steht immer noch auf ihrem Sockel, nachdem die Mitte der Unteren komplett zerstört wurde. Da die Kosten der Reparaturen der Winterschäden im folgenden Sommer so enorm sind, muss der Preis für eine Maß Bier um einen Kreuzer erhöht werden. Es ist eine der größten Katastrophen, die Bamberg je gesehen hat.

I CH HOCH!

u en Sommerabend mehr Studierende als in jedem
t ihr beim nächsten Bier auf der Unteren angeben.

M aria Menzel
n g von Rebecca Ricker



In Bamberg herrscht im Juli **1966** Aufruhr. Der Stadtrat hat entschieden, wie die neue Untere Brücke aussehen soll. Der Entwurf eines Münchner Architekten wurde ausgewählt: die Brücke soll ein Betonsteg ohne Bögen werden. Dieses Design könnte man als schlicht und modern bezeichnen, doch viele Bamberger beschreiben den neuen Entwurf lieber als „ästhetisch unbefriedigend", manche sogar als „Säutrog" oder „Schandfleck". Selbst Studierende der Universität sammeln gegen den Bau Unterschriften. Und dennoch wird die Brücke wie geplant gebaut. In dieser verpönten Form lernen sie heute die meisten Bamberger Studierenden kennen. Fast jeder von uns hat schonmal auf der Unteren ein Bier getrunken, obwohl der Konsum von Alkohol auf der Brücke seit **1994** offiziell verboten ist. Die Untere ist vielleicht nicht schön, aber sie hat schon über 850 Jahre Bamberger Stadtgeschichte miterlebt. Es lief vielleicht nicht immer alles rund bei ihr, aber an einem heißen Sommerabend im Jahr **2019** ist sie einer der beliebtesten Orte in ganz Bamberg.

Es ist **1913**, und die Stadt boomt. Der Bamberger Bierkrieg von **1907** ist überstanden, die meisten Häuser der Stadt sind endlich an die Kanalisation angeschlossen und man kann sogar mit der Straßenbahn über die Obere Brücke fahren. Bei der Unteren sieht es jedoch nicht gut aus. Die Bürger nennen sie eine „eiserne Scheußlichkeit" und noch dazu ist sie einsturzgefährdet. Ein neuer Bau muss her. Nach langen Debatten der Brückenbaukommission und Einwänden von Bürgervereinen entscheidet sich die Baubehörde für eine Eisenbetonbogenbrücke. Am 6. April 1913 wird die neue Untere Brücke für die Öffentlichkeit geöffnet. Die Bamberger Bürger sind von dem neuen Bauwerk nicht überzeugt. Der Bildhauer Hans Leitherer nennt sie einen Fremdkörper. Johann Josef Morper, ein Bamberger Kunsthistoriker, sagt, sie sei „künstlerisch eines der unerfreulichsten Unternehmen der Stadt." Die neue Brücke erlebt nur 32 Jahre Bamberger Geschichte mit. Eine deutsche Pioniereinheit sprengt sie am Morgen des 12. April **1945**. Durch die Zerstörung aller Bamberger Brücken will sie den Einmarsch der amerikanischen Truppen verhindern, erschwert dadurch aber nur die Arbeit von Versorgungs- und Rettungsdiensten. Die Amerikaner erreichen am folgenden Tag die Stadt.

IN ZEIT GEMEIßELT

Fast Fashion, Fast Food, Coffee to go, Hightech – alles muss immer schneller, besser, effizienter werden. In einer Zeit, die geprägt ist von Schnelllebigkeit, sprechen wir mit Menschen, in deren Beruf genau das Gegenteil im Vordergrund steht.

Aufgeschrieben von Nina Eichenmüller

Stefan Schmuck

Wir kümmern uns als Denkmalpfleger um alte, gewachsene Sachen und versuchen sie mit viel Geschick und Handwerkskunst zu erhalten. Hier setzen wir Materialien wie Kalk und Sandstein ein, um das Objekt möglichst lange zu erhalten und wenig zu zerstören. Man hat mehr Freude an langlebigen Dingen, wir gehen konzentrierter in unserer Arbeit vor und gehen qualitativ anders mit den Sachen um. Heutzutage gehen die meisten zu H&M, nach vier Wochen gibt es etwas Neues und das Alte wird weggeschmissen.

In unserem Beruf kommt man an ein verbrauchtes Objekt, das dringend Hilfe braucht und dann reinigen wir es vorsichtig, versuchen zu erhalten, ergänzen, rekonstruieren. In München arbeiten wir zum Beispiel im Moment am Ruffini-Haus. Da erneuern wir die Fassade, die im Krieg zerstört wurde. Das Haus sieht danach zwar frischer aus, aber behält die Farbgebung von 1974, weil die Leute es so gewohnt sind. Um die zwei Jahre arbeiten wir an so einem Objekt. Wir entfernen zuerst die schadhaften Stuckteile, gleichen Unebenheiten aus und modellieren es dann originalgetreu wieder hin. Der Umgang mit den Materialien, alles selbst herzustellen, vom Putz bis hin zu den Farben, ist es, was mir an dem Beruf so gut gefällt. Das sind Materialien, die man schon vor dreihundert Jahren hatte. Wir verwenden hauptsächlich Kalk und Sand, um alles so originalgetreu wie möglich wieder zu rekonstruieren. An einer kleinen Stuckverzierung sitzt man schon mal 20 Stunden.

Wir versuchen, Fortschritt und Tradition auf einen Nenner zu bringen und dazu gehört auch, Generationen zu verbinden. Wir haben hier im Unternehmen von Nachkriegskindern bis jetzt, zur Generation Y, alles dabei. Ich finde, dass die Millennials mehr hinterfragen und daran interessiert sind, etwas Langlebiges zu schaffen, das nicht gleich wieder von der Bildfläche verschwindet. Ich habe das Gefühl, dass wieder mehr Leute bereit sind, Verantwortung zu übernehmen und ihre Meinung klar auszusprechen. Hier in Bamberg merkt man es sehr in Bezug auf unsere Arbeit. Hier werden die Gebäude nachhaltig saniert, da staubt man nicht nur ab. Man merkt, dass die Stadt Wert darauf legt, wenn etwas kaputt ist, es originalgetreu zu ergänzen.

Wir haben so viele verschiedene Menschen in Bamberg: Die einen, die Kulturgüter wertschätzen, und die anderen, die mal durchrennen und Fotos knipsen. Ich glaube, dass die Ur-Bamberger durch die ganzen Bierkeller und denkmalgeschützten Gebäude entschleunigter sind. Unsere Arbeit lässt einen die Schnelllebigkeit der Gesellschaft eine Zeit lang vergessen. Manche Mitarbeiter, die zum Beispiel Gemälde retuschieren und am Tag vielleicht fünf Zentimeter bearbeiten, verfallen in einen fast meditativen Zustand. Ich glaube auch nicht, dass die Schnelllebigkeit irgendwelche Vorteile mit sich bringt. Eine Schnecke sieht auf demselben Weg viel mehr als ein Hase.

Julia Abramowicz

Als ich mit elf Jahren mit meinen Eltern im Urlaub in einer Kathedrale war, an der die Wände restauriert wurden, war klar, dass ich das auch machen will. Also bin ich über ein paar kleine Umwege Restauratorin

"EINE SCHNECKE SIEHT AUF DEMSELBEN WEG VIEL MEHR ALS EIN HASE."

geworden. Man ist an schönen Orten, man sieht wunderschöne Objekte. Man sieht vor allem Dinge, die wir sonst so nie zu Gesicht bekämen, wie beispielsweise ein altes Waschbecken aus dem 15. Jahrhundert in einem Küchenensemble. Es ist spannend mit Materialien, die bunt und vielseitig sind, zu arbeiten. Es hat sehr viel mit Ästhetik zu tun.

Ich finde überhaupt nicht, dass wir in unserem Beruf der Schnelllebigkeit davonkommen. Im Gegenteil, wir sind total beschleunigt. Das Problem ist, dass der Konkurrenzkampf so groß ist. Die Billigsten kriegen meistens den Zuschlag und je günstiger man ist, desto schneller muss man arbeiten und Leistung bringen. Da wird der Platz für Fehler immer geringer. Ich kenne es von den Alteingesessenen noch, dass man früher viel mehr auf Vertrauensbasis gearbeitet hat. Heute muss man alles dokumentieren, alles muss prüfbar sein, welche Stelle wo bearbeitet wurde. Das macht es für uns oft schwierig.

Langlebigkeit ist das Ziel unserer Maßnahmen. Im Regelfall halten die um die 25 Jahre. Unsere Arbeit hat sich allerdings an die Schnelllebigkeit und das Tempo unserer Gesellschaft angepasst.

In den letzten Jahren wurde auch bei der Förderung von Denkmalpflege gespart, weil das Geld woanders dringender gebraucht wurde. Jetzt merken wir, dass die Wertschätzung für Kulturgüter wieder zunimmt. Da merkt man, es geht wieder in die Richtung bewusstes Wertschätzen, was wir leisten und an die nächsten Generationen weitergeben.

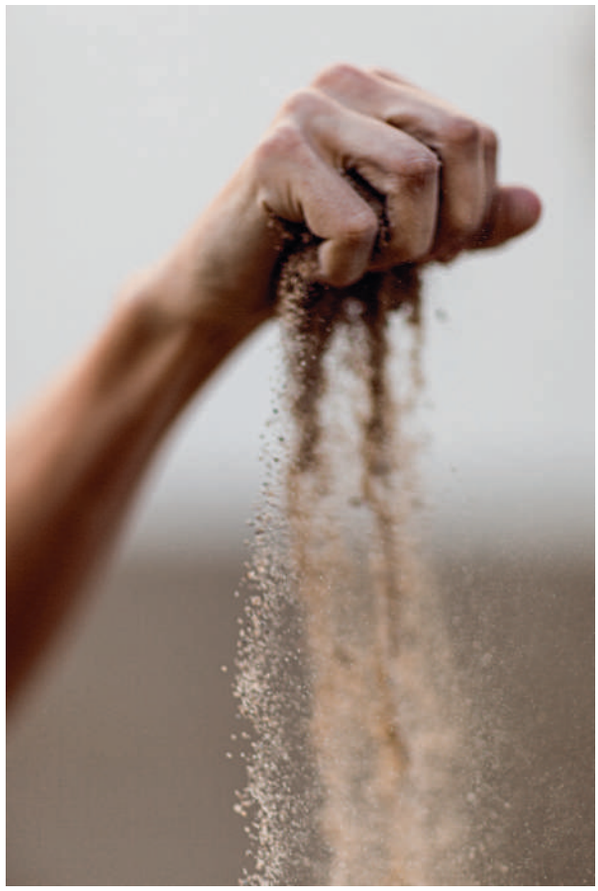


Foto: Ludwig Hagelstein

In Bamberg bekommt man durch die Touristen, die im Café sitzen und Eis schlecken, das entschleunigte Bild vorgelebt, weil die Touristen Zeit haben, aber wie viele Bamberger laufen denn durch die Altstadt und sitzen in den Biergärten? In den verwinkelten Gassen der Stadt bekommt man die Menschenmassen nicht so mit, hier prägt die Langlebigkeit der alten Gebäude die Stimmung.

Stefan Schmuck und Julia Abramowicz sind RestauratorInnen und arbeiten in der Denkmalpflege.

Nina Eichenmüller will Archivartikel ab sofort restaurieren lassen.

ÜBER-ICH

Eine fotografische Studie von Ludwig Hagelstein

Brust raus, Bauch rein, Duckface.
Selbstdarstellung auf Instagram. Eine monotone
Bildbrache der immergleichen Motive.
Instarepeat.

Die war da, da will ich auch hin, gesagt, getan, ein Bild.
Selbes Bild. Scheiß Bild.
Instarepeat.

Die folgende Bildserie zeigt zehn traditionell auf Film
belichtete und im chemischen Fotolabor von Hand
entwickelte Fotografien – ganz ohne digitale Manipulation.
Sie fragen, was von der Selbstdarstellung bleibt, wenn ihr
das einzig übrige Merkmal der Individualität
genommen wird: das Gesicht.

Instarepeat ?

WARUM ICH LIEBE, WAS ICH TUE

Ohne Bier kann Bernd Wulkesch nicht – jedenfalls nicht, ohne welches herzustellen. Seit zwanzig Jahren ist er Brauer und Mälzer. Jetzt erfüllt er sich den Traum vom ersten eigenen Bier.

Aufgeschrieben von Maike Schulte

Schon in meiner Kindheit hat sich meine Familie weitestgehend selbst versorgt. Wir haben Schweine geschlachtet, Gemüse angebaut, Wein und Schnaps hergestellt. Bier hat gefehlt. Nach meinem Realschulabschluss habe ich die Lehre zum Brauer und Mälzer begonnen. In dieser Zeit habe ich zum ersten Mal naturtrübes Bier probiert, direkt von der Lagerung abgezwickelt. Als ich dieses Bier schmeckte, wusste ich: Das ist der richtige Beruf für mich.

Foto: Lena Zarifoglu

Wenn ich an das Brauen denke, habe ich den Gärkeller vor Augen. Der Geruch dort ist schwer und drückend; es riecht nach Hefe. Jeder, der mit mir dorthin gegangen ist, empfand den Geruch als streng und ekelte sich. Ich hingegen bin gerne im Gärkeller. Die Hefe wandelt den geronnenen Zucker in CO_2 und Alkohol um – die Grundlage des Bieres. Ich öffne die Tür des Kellers und es riecht für mich nach Fortschritt und Erfolg. Ich erkenne beim ersten Atemzug den Gärungsprozess des Bieres und weiß, dass ich mit einem guten Gefühl und ohne Hilfsmittel weiterarbeiten könnte.

Fast zwanzig Jahre habe ich meinen Beruf in einem kleinen, fränkischen Betrieb ausgeübt. Allerdings war es unumgänglich, dass mich mein Weg langfristig in die Gastronomie führt, um meine Frau zu unterstützen. Seit 2016 hat sie einen Biergarten gepachtet. Uns war klar, dass wir den Weg in die Selbstständigkeit nur gemeinsam gehen können, besonders wegen unserer beiden Kinder. Vor einem Jahr habe ich meinen Beruf in der Brauerei aufgegeben und arbeite seitdem Vollzeit im Betrieb meiner Frau. Es war allerdings für mich sehr wichtig, nie ganz aus der Branche auszusteigen und auf dem aktuellen Stand zu bleiben. Deshalb unterstütze ich meinen alten Arbeitgeber weiterhin bei der Ausbildung von Lehrlingen, der Einarbeitung von neuen Mitarbeitern und der Durchführung sämtlicher Arbeitsabläufe.

Ich bin ein geselliger Mensch und arbeite gerne in der Gastronomiebranche. Die Braukunst hingegen ist mein seelischer und psychischer Ausgleich. Das Bierbrauen ist meine Leidenschaft und deshalb habe ich mich jetzt gemeinsam mit meiner Familie dazu entschlossen, mein eigenes Bier zu kreieren. Es ist kompatibel mit der Gastronomie und ein Weg, weiterhin das auszuüben, was ich liebe. Das Schöne ist, dass mich meine Frau auch bei meiner Passion unterstützt und wir füreinander da sind. Dadurch wird alles viel einfacher. Ich habe eine Brauerei gefunden, die mich als Partner unterstützt und mir die Möglichkeit bietet, in ihren Räumlichkeiten zu brauen. Da es in Bamberg eine große Konkurrenz gibt, bleibt der Geschmack meiner Kreation vorerst ein Geheimnis. Doch ich freue mich darauf, in circa einem halben Jahr das erste Fass meines Bieres anzustechen.

Maike Schulte will jetzt auch eine Brauerei in ihrer Wohnung einrichten. Mit dem Vermieter verhandelt sie noch.

Impressum

Ottfried. Die Bamberger Studierendenzeitschrift erscheint einmal im Semester, jeweils im Juli bzw. im Januar. Zusätzlich erscheint zum Wintersemester eine Erstsemester-Ausgabe. Herausgeber und Redaktion verstehen Ottfried als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der Autor die Verantwortung.

Redaktionsschluss: 14.06.2019
Auflage: 3.000

Druck:
Schneider Printmedien GmbH
Reußenberg 22b
96279 Weidhausen bei Coburg

Wir danken der Katholischen Hochschulgemeinde Bamberg, insbesondere Alfons Motschenbacher und Marita Böhnlein, für die Räumlichkeiten und die Unterstützung.

Redaktionsanschrift:
Ottfried e.V.; Elias Drost
Ottfried. Die Bamberger Studierendenzeitschrift
Postfach 110116, 96029 Bamberg
E-Mail: ottfried@ottfried.de

Herausgeber und V.i.S.d.P.: Elias Drost
Finanzen: Maike Schulte
Anzeigen: Christoph Barth, Laura Weinmann
Online: Anja Heder, Jona Gebhard
Organisation:: Ricarda Wingler

Mehr von uns findet ihr hier:

Chefredaktion: Ludwig Hagelstein, Maike Schulte, Laura Weinmann

Layout und Redaktion:
Chistoph Barth, Kim Becker, Nico Braun, Sophie Carl, Marlene Datan, Elias Drost, Nina Eichenmüller, Jona Gebhard, Larissa Günther, Sönke Hausleiter, Rieke Heurich, Constanze Holtbrügge, Florian Hörlein, Kristina Kobl, Maximilian Mayer, Maria Menzel, Elisabeth Offial, Johanna Pschierer, Sophie Rausch, Rebecca Ricker, Kilian Rützel, Luise Schaller, Anna Scheld, Anna Siemer, Ludwig Spitaler, Oliver Steffens, Christoph Söller, Lea Wagner, Lena Weber, Fabrice Widder, Ricarda Wingler, Lea Winkler, Jule Weippert, Lena Zarifoglu

Bilder im Inhaltsverzeichnis: Ludwig Hagelstein, Anna Siemer, Ricarda Wingler, Lena Zarifoglu

Coverbild: Ludwig Hagelstein

Editorialbild: Lena Zarifoglu

Teaser Millennial: Anna Siemer
Teaser Studieren: Ludwig Hagelstein
Teaser Leben: Lena Zarifoglu

FRUCHTBAR
voll **gesund** voll

DIENSTAG
Die Münze entscheidet ob du zahlst oder nicht!

voll geschenkt

oder

gewohnt voll

DONNERSTAG
COCKTAIL PYRAMIDE

FruchtBar | Obere Sandstraße 22 | 96049 Bamberg | www.fruchtbar-bamberg.de

Ahörnla
Obere Sandstraße 24
96049 Bamberg

Dienstag
Ahörnla-Trio
Krustenbratenbrödla
&
Ahörnla Bier
&
Geile Nuss
8€

Ahörnla im Sand
Montag
„Kurzweil im Ahörnla“
Shots im Angebot

Ahörnla im Sand
Mittwoch
Herrengedeck (Ahörnla-Bier & Geile Nuss) 5,00€
Damengedeck (Weinschorle & Geile Nuss) 5,00€

sky

Dienstag + Mittwoch: Champions-League live auf SKY.